

holzwäldern bewachsen, während die riesigen Gebirge des Kaukasus und der Andischen Berge mit ewigem Schnee bedeckt sind, und in der Ferne im hellsten Weiß glänzen. Eine Unzahl größerer und kleinerer Flüsse, größtentheils Gebirgsflüsse, von denen der Terak und die Sundscha die bedeutendsten sind, durchschneiden das Land, und tragen nicht wenig zur Verschönerung der Gegend bei; sie haben häufig den vordringenden Russen die größten Schwierigkeiten bereitet.

Der Tschetschenze ist entzückt von den Naturschönheiten seiner Heimat; er erzählt in Sibirien Wunder von ihr und kann nicht müde werden sie zu schildern. Derjenige, der seine Schilderungen am längsten anhört, der sich so in den Geist des Erzählenden hineinzuleben versteht, daß er mit ihm in Sibirien die Fluten des Terak, oder irgend eines Wildbaches, über den er auf leichtfüßigen Rossen setzte, rauschen hört, der ist sein größter Freund; ihm öffnet er sein Herz, sein Innerstes! —

Das an wilden Naturschönheiten gewiß sehr reiche Land ist von einem Volksstamme bewohnt, den die benachbarten Stämme „Tschetschenzen“ nennen, der sich selbst aber den Stamm der „Rechtschajer“ nennt. Dieser Name stammt vom Namen eines Fürsten Rechtschaj her, von dem die Legende erzählt, daß er, vor dem Borne seines Königs fliehend, sich in den Schluchten des Kaukasus ansiedelte, und dessen jüngster Sohn das Land in den Schwarzen Bergen in Besitz nahm. Von diesem jüngsten Sohne des Fürsten Rechtschaj sollen nun die Bewohner der Tschetschna abstammen, die sich alle den Fürstentitel beilegen. Alle Tschetschenzen, welche ich kennen gelernt habe, so roh und ungebildet sie auch waren, rühmten sich „Fürsten“ (Kniasch) zu sein, ja ich hatte Gelegenheit in Kasan ihrer zwei kennen zu lernen, und eine ganze Strecke mit ihnen von Etappe zu Etappe zu reisen, von denen der eine Herr, der andere Diener war, der aus Anhänglichkeit mit dem erstern in die Verbannung ging — beide titulirten sich stolz „Kniasch“.

Der Widerstand, den die Russen in Kaukasien fanden, der langwierige, mehr als hundertjährige Krieg, den sie mit den Bewohnern des Landes führen mußten, beweist hinlänglich, daß der Kaukasier zu den tapfersten und kriegerischsten Volksstämmen zählt: alle Kaukasier übertrifft jedoch an Muth und Ausdauer der Tschetschenze, welcher am längsten seine Freiheit und Unabhängigkeit vertheidigt hat. Erst seit der Unterwerfung dieses bis zum Fanatismus die Freiheit liebenden Volkes, mit der Erstürmung des befestigten Auls Wedenie, der Residenz Schamyl's, kann Rußland Kaukasien als seine Provinz, und die Tschetschenzen als einen Theil des Gouvernements Daghestan betrachten. Der Tschetschenze hat seine Wohnsitze in der Ueberzeugung so hartnäckig vertheidigt, daß er hierdurch eine Pflicht der Pietät gegen seine Vorfahren übe, denn in dieser Erde ruhen ihre Gebeine und die Gebeine seiner Brüder, welche ebenfalls im Kampfe für die Unabhängigkeit gefallen sind.

Dieser Volksstamm, welcher bis jetzt in seinen stillen dunkeln Wäldern, abgeschlossen von der Welt und ihren Einflüssen, lebte, zu dem kein erwärmender Strahl europäischer Civilisation gedrungen ist, fand und findet zum Theil noch sein höchstes Glück, seine einzige Befriedigung in Aeußerungen einer ungezügeltsten Berwegenheit, welche sich bis zu seiner endlichen Unterjochung in kühngewagten Ueberfällen der Kasaken-Stammizen kundgab. Erst jetzt beginnen sich die Tschetschenzen an ihre neue Lage zu gewöhnen. Zwar gerathen sie noch häufig mit den ihnen unbegreiflichen neuen Gesetzen in Konflikt, und wandern dafür nach Sibirien; doch beginnen sich schon andere Anschauungen Bahn zu brechen, welche dem Lande eine bessere Zukunft sichern.

Der Tschetschenze ist im Umgange mit seinen Hausgenossen schroff und streng; gegenüber den Fremden äußert er Habgier und Mißtrauen: trotzdem hat er viele vorzügliche Eigenschaften, welche ihn, wenn er eine höhere Stufe der Civilisation erstiegen haben wird, eine hohe Stelle in der Völkerfamilie einnehmen lassen werden.

Vor allen Dingen muß ich die hohe Gastfreundschaft des Tschetschenzen hervorheben, welche ihn selbst vor den andern, ebenfalls sehr gastfreundlichen Volksstämmen des Kaukasus, auszeichnet.

Kaum hat ein Fremder den Hof eines Tschetschenzen betreten, da werden auch gleich ein oder zwei Hammel, oder, wenn

der Besizer begütert ist, ein Rind geschlachtet, je nachdem eben der Stand, die Rangstufe des Gastes es gebieten. Nachdem der Hausherr den Gast mit allem, was das Haus besitzt, bewirthet hat, führt er ihn in ein sicheres Gemach und birgt seine Habe; dieses gebietet dem Tschetschenzen seine Pflicht, und wehe ihm, wenn der Gast durch seine Nachlässigkeit beraubt, oder gar ihm persönlich ein Leid zugefügt werden würde. In diesem Falle wartet des nachlässigen Wirthes eine empfindliche Strafe. Jede Nacht würden ihm die Nachbarn einen Haufen Erde in den Hof bringen, den er während des Tages aus demselben herauschaffen müßte, und dieses würde sich so lange wiederholen, bis die Schuld gesühnt, der Fleck, der die Gastfreundschaft befudelt hat, abgewaschen wäre. Der Gastfreund hat die Pflicht Rache zu üben an demjenigen, der seinem Gaste Schaden zugefügt, oder ihn auch nur beleidigt hat. Ich habe vergeblich nach dem Ursprunge und der Bedeutung dieser uns unverständlichen Strafe geforscht. „Es muß so sein; unsere Väter haben es so gemacht und uns überliefert“ — war die Antwort auf meine Fragen.

Für den Empfang eines Gastes bestehen ganz besondere Zeremonien, welche aufs genaueste beobachtet werden. Dem Ankommenden geht der Wirth selbst, oder, im Falle seiner Abwesenheit, ein Nachbar entgegen. Es muß dieses durchaus ein Mann thun; eine Frau den Fremden empfangen lassen, wäre eine furchtbare Beleidigung. Wenn der Gast in's Haus geführt worden ist, nimmt der Wirth vor allen Dingen die Waffen von der Wand, und nun erst wird jener in das Gastzimmer („Kunat“) geführt, und jetzt erst drängen sich alle im Hause versammelten Männer in dasselbe. Am Ende erscheint nun auch der Hauswirth, der indessen die nöthigen Anordnungen zur Pflege des Gastes getroffen hat. Der Wirth setzt sich, ohne besonderes und dringendes Bitten des Gastes, nicht nieder; besonders dringend muß er genöthigt werden, wenn der Gast einen höhern Rang besitzt, vielleicht gar Beamter ist. In diesem Falle bleibt der Wirth nur einige Augenblicke sitzen. In keinem Falle jedoch wird ein Wirth in Gegenwart eines Gastes länger als eine Viertelstunde sitzen und er zeigt während dieser Zeit Unruhe, sieht sich häufig nach der Thür um, steht endlich auf und verläßt das Gastzimmer. „So verlangt es die Sitte“, welche nicht gestattet, daß der Wirth längere Zeit seinem Gaste durch seine Anwesenheit lästig werde und ihn seiner Freiheit beraube.

Nach einer oder zwei Stunden bringt ein Knabe ein Gefäß mit Wasser und ein Handtuch herbei, und sowohl der Gast als auch die Anwesenden waschen sich die Hände. Nur der Gast hat ein Recht vom Handtuche Gebrauch zu machen; alle anderen müssen ihre Hände durch den Einfluß der Luft trocknen lassen.

Das Händewaschen ist übrigens das Zeichen, daß das Mahl bald aufgetragen wird. Denn kaum hat der dienende Knabe den Wasserkrug und das Waschbecken entfernt, da bringt auch schon die Dienerschaft einen dreifüßigen Tisch herbei, auf den eine Speise gestellt wird. Nun beginnt eine neue Zeremonie. Der Gast muß bitten, daß irgend einer der Anwesenden sich zu ihm an den Tisch setze und mit ihm speise. Die Tyrannin, Sitte genannt, erlaubt es wiederum nicht, daß der zum Tafelgenossen des Gastes erwählte jünger sei, als er. Deshalb auch dauert diese Bittzeremonie sehr lange. Endlich findet sich jedoch einer, der dem Gaste bei Tafel Gesellschaft leistet; er setzt sich ihm gegenüber und die anderen Anwesenden schauen zu, wie beide die ihnen vorgesezten Speisen verzehren.

Nachdem sich der Gast und sein Tafelgefährte gesättigt, wird der Tisch, an welchem beide gespeist haben, mit den Resten der Speisen, und wenn es auch nur Knochen wären, in den Kreis der Zuschauer gestellt, welche stumme Zeugen der bisherigen Thätigkeit des Gastes gewesen waren. Sie alle setzen sich nun an den Tisch, belecken was auf ihm geblieben ist, und ahmen genau alle Bewegungen nach, welche der Gast während des Essens gemacht hat. Man thut dieses wiederum, weil es die Sitte gebietet; es hieße den Wirth kompromittiren, zeigen, daß das Mahl nicht reichlich genug war, wenn nicht alle Anwesenden sich mit dem sättigen sollten, was der Gast übrig gelassen hat.

Der Hausherr befindet sich während des Mahles außerhalb